

PRESSEREAKTIONEN

auf die Oscar-Verleihung für »Das Leben der Anderen«

(Deutschland 2006, Regie: Florian Henckel von Donnersmarck, Darsteller: Ulrich Mühe, Martina Gedeck, Ulrich Tukur, Sebastian Koch, Kinostart: 23.03.2006)

zusammengestellt von [Zeitgeschichte-online](http://www.zeitgeschichte-online.de), Stand: 14.04.2007

14.04.07 Der Tagesspiegel S. 28

Markus Hesselmann

Der Film der Anderen. Deutscher Oscar-Sieger startet in Großbritannien

05.03.07 Frankfurter Rundschau

Harry Nutt

Fluchten

Das breite Lachen des groß gewachsenen Filmregisseurs Florian Henckel von Donnersmarck hat in den letzten Tagen eine Art historisierende Dignität erfahren. Verbürgt schon der Name eine tiefe Geschichtsträchtigkeit - die schlesische Adelsfamilie von Donnersmarck bekam den preußischen Fürstentitel 1901 von Kaiser Wilhelm II. verliehen -, so lernen wir nun, dass er schon deshalb eine wahre Geschichte über die Stasi erzählt haben muss, weil sie sogar in Hollywood verstanden wurde. Das klingt nach einer von Antiamerikanismus getriebenen Kulturkritik, ist aber gar nicht so gemeint. Der Erfolg sei dem Mann mit dem Oscar von ganzem Herzen gegönnt. Allein seine schier endlos scheinende Freude über die Verleihung des im LA-Ranking eher weiter unten rangierenden Ausländer-Preises macht ein wenig nervös. Die Prämierung mit dem goldenen Muskelmännchen hat nun auch im kulturellen Feld eine Weltmeisterduseligkeit entfacht, die jegliche Frage nach Filmkritik als kleinkrämerische Nörgelei erscheinen ließe.

Lassen wir das und machen gleich bei der Flucht weiter. Auch hier Geschichte, und auch hier so erzählt, dass man gut damit leben kann. Maria Furtwängler - ebenfalls ein geschichtsträchtiger Name - spielt die junge Gräfin Lena von Mahlenberg derart überzeugend, dass auch in diesem Fall Kritik als unzureichendes Medium erscheint. Als hätte sie von der Tatort-Kommissarin Charlotte Lindholm gelernt, lässt die Furtwängler ihre gute ostpreußische Adlige vor allem wissend, und mit schönem Gesicht, schweigen. Als eine Art Weltgeist zu Pferde reitet sie in die Flucht vor den marodierenden Russen und den feige sich verziehenden Nazis. Das ist, damit viele es etwas besser verstehen, alles ein wenig Rosamunde-Pilcher-haft dargestellt. Der Abspann der die wissenschaftliche Beratung ausweist, war jedoch so lang, dass wir glauben wollen, dass an den historischen Fakten nicht zu rütteln ist. "Lange Zeit gab es wohl das Gefühl", sagt Maria Furtwängler auf einer Internetseite der ARD in der Rubrik "Promi-Klatsch", "das Leid der Deutschen nicht zeigen zu dürfen." Wir Leser denken an Walter Kempowski u.a. und wundern uns. Deutschland schreibt viele Wintermärchen.

http://www.fr-online.de/in_und_ausland/kultur_und_medien/feuilleton/?em_cnt=1088187&sid=17bf7fe3531ddecfb84cc8ff27b1c65

02.03.07 Der Tagesspiegel

Christoph von Marschall

Hollywood und der deutsche Riese. „The Lives of Others“: Mythos und Wahrheit

Unter Zwergen ist der Liliputaner Riese. Florian Henckel von Donnersmarck hat den erfolgreichsten Start eines deutschen Films in den US-Kinos hingelegt. Doch was heißt das? Im Filmranking liegt „The Lives of Others“ auf Platz 23. In den ersten drei Wochen hat das Stasi-Drama in den USA 1,3 Millionen Dollar eingespielt, er läuft in 58 Kinos des Landes. Zum Vergleich: Spitzenreiter „Ghost Rider“ ist in 3620 Theatern zu sehen und hat es in nur zwei Wochen auf 80 Millionen gebracht.

In deutschen Medien hatte man seit der Oscar-Nacht den Eindruck gewonnen: A Star is born, Amerika liegt Florian zu Füßen. Doch auf den Sonderseiten großer US-Zeitungen wurde der Deutsche nur mit zwei, drei Sätzen erwähnt. Gewiss, sie mögen den 2,05-Meter-Riesen mit dem unaussprechlich langen Namen. Die Besprechungen seines Films sind freundlich. Doch wer im Archiv der „New York Times“ oder „Washington Post“ nach ihm stöbert, erzielt höchstens ein Dutzend Treffer.

Der Kinderbuchautor Michael Ende („Jim Knopf und Lukas, der Lokomotivführer“) hat der Welt das Phänomen des Scheinriesen geschenkt: Von ferne wirkt Herr Tur Tur monumental, je näher man ihm kommt, desto kleiner wird er. Aus deutscher Perspektive ist Henckel ein Koloss drüben in den USA – weil alles Deutsche in der Welt daheim besonders interessiert. „Wir sind Oscar.“ Von Amerika aus betrachtet, ist er – nun ja. Aber das kann noch werden. Von einem, der mit 33 einen Oscar holt, ist Großes zu erwarten.

Nur leider treiben die USA die Betrachtung der Welt als nationale Nabelschau noch viel weiter als Deutschland. Hollywood plant jetzt ein Remake von „The Lives of Others“, auf Englisch, schreibt das Branchenblatt „Daily Variety“. Die Donnersmarck-Version sei nicht erfolgreich genug, weil nicht amerikanisch genug. Womöglich darf der Deutsche die US-Fassung nicht mal selbst drehen. Amerika kennt auch im Kino nur einen Maßstab: sich selbst.

Deutschland war mal etwas Besonderes, im Kalten Krieg. 1945 spielt „The Good German“, der nach der Berlinale jetzt auch in den deutschen Kinos läuft. Berlin, die Mauer, Checkpoint Charlie sind allen Älteren ein Begriff. Mercedes, BMW, Porsche, Audi auch den Jüngeren. Deutschlands beste Botschafter – die an Rhein und Mosel stationierten US-Soldaten – treten allmählich ab. Für Amerika wird Deutschland ein normales Land, das man sympathisch findet, über das man aber wenig weiß, das erhöht den Donnersmarck-Triumph. Er hat es trotzdem zum besten ausländischen Film geschafft. Inneramerikanischen Gütekriterien genügt er deshalb noch nicht.

<http://archiv.tagesspiegel.de/archiv/02.03.2007/3115111.asp>

01.03.07 Die Zeit S. 44

Katja Nicodemus

Hollywood fast emissionsfrei

Bei der 79. Oscar-Verleihung triumphieren Martin Scorsese und "Das Leben der Anderen"

27.02.07 Die Welt

Sven Felix Kellerhoff

Filmkitsch und die Wahrheit der Anderen

Mit dem Oscar für den Film "Das Leben der Anderen" ist die Diskussion über den guten Stasi-Mann Gerd Wiesler wieder da. Die Geschichte ist tatsächlich unrealistisch. Aber gerade das beschert dem Thema ein Millionenpublikum.

Offensichtlich ist die Vergangenheit die Schnittmenge von zeitgenössischem deutschen Kino und dem „Oscar“ im 21. Jahrhundert. Gewonnen hatte vor Florian Henckel von Donnersmarck schon Caroline Link 2003 mit ihrem Drama „Nirgendwo in Afrika“ um eine jüdische Flüchtlingsfamilie; immerhin nominiert waren zuletzt „Der Untergang“ und „Sophie Scholl“. Im Mittelpunkt stehen also die deutschen Diktaturen.

All diesen Filmen ist gemeinsam, dass sie Schicksale in den Mittelpunkt stellen. Das brachte ihnen den Vorwurf ein, sie „menschelten“ und relativierten so die deutsche Vergangenheit. Darf man Hitler als Menschen zeigen? Darf ein Stasi-Mann erkennen, dass der Überwachungsstaat Unrecht ist?

Viel Kritik an "Der Untergang"

Claude Lanzmann, der Regisseur von „Shoah“, hat der Eichinger-Produktion über die letzten Tage im Bunker vorgeworfen: „Ob man will oder nicht, man betreibt Psychologie. Hitler verstehen zu wollen, läuft darauf hinaus, ihn zu entschuldigen. Für Leute, die nicht wissen, was er angerichtet hat, ist das sehr gefährlich.“

Einen Fall wie den des Stasi-Hauptmanns „Gerd Wiesler“ in „Das Leben der Anderen“ hat es niemals gegeben. Darauf weist die Bundesbeauftragte für die Stasi-Unterlagen, Marianne Birthler, zu Recht hin. Hubertus Knabe, Leiter der Stasi-Gedenkstätte Berlin-Hohenschönhausen, sekundiert: „Wir kennen keinen einzigen Fall, in dem ein Vernehmer sich heimlich auf die Seite seines Opfers gestellt hat.“

Und Werner Schulz, der als DDR-Bürgerrechtler selbst Jahre lang im Visier der Stasi lebte, regt sich über Henckel von Donnersmarcks Idee auf: „Mit der DDR-Geschichte kann man offenbar losgelöst von historischer Authentizität frei und fantasievoll umgehen. Da wird aus einem harten Hund, einem Spezialisten für Verhörmethoden und Stasi-Dozenten, plötzlich ein Dissidentenbeschützer.“

Darf es jetzt menschen?

Ist die Vergangenheitsbewältigung im deutschen Kino also in die Phase des „Menschelns“ eingetreten? Sind die harten, die grausamen Fakten nicht mehr gefragt, stattdessen lieber der Weichspülgang? Der Vorwurf leuchtet auf den ersten Blick ein – gerade angesichts des gegenwärtigen Publikumserfolgs fiktionaler TV-Filme zur Zeitgeschichte wie „Die Luftbrücke“ und „Dresden“ oder am kommenden Sonntag und Montag „Die Flucht“.

Aber liegen die Kritiker tatsächlich richtig? Was den „Untergang“ des Nazi-Regimes angeht, ist dies offensichtlich nicht der Fall. „Es gibt wirklich genug Leichen in diesem Film“, beschied der Zeithistoriker Hermann Graml die wohlfeile Kritik voreingenommener Betrachter.

Der NS-Experte Michael Wildt, der Eichingers Film scharf attackierte, hielt fest: „Die in der Debatte um den Film häufig aufgeworfene Frage, ob man Hitler als Menschen spielen dürfe, zielt seltsam ins Leere. Denn es steht außer Zweifel, dass die NS-Verbrecher keine Monster oder Außerirdischen gewesen sind, sondern Menschen, die auch schliefen, aßen, Musik hörten oder lachten. Gerade darin liegt das Verstörende.“

Eine Dämonisierung bringt die Debatte nicht voran

Auch die Stasi-Mannen waren Menschen, ohne Hitler und seine Schergen mit Honeckers SED-Genossen gleichzusetzen. Eine Dämonisierung dieser – aus formalen Gründen viel zu selten zur Verantwortung gezogenen – Verbrecher führt nicht weiter. Sie erschwert eher das Verständnis für die Vergangenheit, als die tatsächlichen Zusammenhänge zu erhellen.

Aufarbeitung der Vergangenheit, gerade ihrer düsteren Kapitel, bedarf sowohl der Tiefe wie der Breite. Seriöse Forschung über NS- und SED-Verbrechen bleibt unabdingbar, mindestens so lange braune und rote Extremisten ihre Häupter erheben und die Geschichte zu manipulieren suchen. Gleichzeitig aber sind die Erkenntnisse solcher Wissenschaft wenig wert, wenn sie nicht ein Massenpublikum erreichen. Ohne den gewiss kitschigen US-Vierteiler „Holocaust“ wäre das Wissen um das Jahrhundertverbrechen des millionenfachen Judenmordes nicht so verankert im Bewusstsein der meisten Deutschen: Aufklärung braucht Reichweite.

Ähnliches gilt auch für „Das Leben der Anderen“. Wenn Henckel von Donnersmarck einfach nur die Absurdität des Orwell'schen Systems der DDR umgesetzt hätte: Nie hätte ein solcher Film 1,7 Millionen Zuschauer in Deutschland gefunden. Gerade das (selbstverständlich fiktionale) Drehbuch macht aus einem Stasi-Film das so hochgelobte Stasi-Drama. Über das Vehikel eines gewiss mit großer künstlerischer Freiheit entwickelten Plots erreicht der Film die Menschen – und vermittelt ihnen nebenbei viele Einsichten über die düstere Wirklichkeit des „real existierenden Sozialismus“. Das ist besser, als wenn unser DDR-Bild überwiegend oder gar nur von Komödien wie „Good Bye, Lenin!“ oder „Sonnenallee“ geprägt würde. Auch

wenn diese durchaus ihre Berechtigung haben: Zum Lachen war Honeckers Staat wirklich nicht.

http://www.welt.de/kultur/article738365/Filmkitsch_und_die_Wahrheit_der_Anderen.html

27.02.07 Frankfurter Allgemeine Zeitung

Verena Lueken

Die Filme der Anderen

Schon seit einiger Zeit zieht das deutsche Kino internationale Anerkennung und damit einen märchenhaften Preisregen auf sich – die Verleihung des Oscars für den besten nicht englischsprachigen Film an „Das Leben der Anderen“ von Florian Henckel von Donnersmarck ist Bestätigung und Krönung dieses Trends zugleich. Es begann mit dem Oscar für Caroline Link 2003 und hat seitdem nicht aufgehört.

Festivalgewinne, europäische Filmpreise, nun wieder ein Oscar – das deutsche Kino hat sich den Respekt in der Welt, der vor allem in den späten achtziger und neunziger Jahren flöten gegangen war, wiedergeholt. Dabei ist ziemlich klar, was international vom deutschen Film erwartet wird: politisch relevante Geschichten nämlich, wie sie die in den vergangenen Jahren Oscar-nominierten „Sophie Scholl“ oder „Der Untergang“ ein wenig bieder, die deutschen Oscar-Gewinner „Die Blechtrommel“ 1980, „Nirgendwo in Afrika“ 2003 und nun „Das Leben der Anderen“ allemal ein bisschen besser erzählen.

Vielleicht liegt die Zukunft jenseits der Vergangenheit

Niemand will vom deutschen Film offenbar, was etwa der mexikanische mit seinen drei Oscar-Anwärtern „Children of Men“, „Babel“ und „Pan's Labyrinth“ in diesem Jahr zeigte: überwältigenden Bildreichtum, weltumspannende Thematiken, visuell komplexe Erzählstrategien. Vom deutschen Kino will man deutsche Themen, am besten aus der Geschichte des Landes, nichts Phantastisches, nichts Atemnehmendes, auch möglichst nichts Kontroversentaugliches, nichts Humoristisches und keinesfalls etwas Grenzgängerisches, wie es inzwischen durchaus Eingang in die Welt der Oscars gefunden hat. Das soll natürlich alles nicht die Freude an dem Oscar fürs „Leben der Anderen“ mindern; der Erfolg des Films und die höchste internationale Auszeichnung sind verdient. Aber ein wenig weckt bei den Oscars wie auf internationalen Filmfestivals die Parade der Filme aus anderen Ländern, in denen so viel vielfältiger, so viel riskanter und auch spielerischer im Umgang mit den filmischen Möglichkeiten Kino gemacht wird, den Wunsch nach alldem auch bei uns.

Immerhin haben wir mit der Berliner Schule einen intellektuellen Zweig des Filmemachens, um den uns einige Nachbarländer beneiden; und in von Donnersmarck, der mehr und mehr sein eigenes Universum auszufüllen scheint, haben wir einen begeisterten „Mainstreamer“, der nicht nur das internationale, sondern auch das deutsche Publikum wieder ans deutsche Kino gewöhnt, und dazwischen noch Tom Tykwer, der immer komplexitätssteigernd arbeitet. Die Gegenwart ist glorios. Vielleicht aber liegt die Zukunft unseres Kinos jenseits der Vergangenheit.

<http://www.faz.net/s/Rub8A25A66CA9514B9892E0074EDE4E5AFA/Doc~E9CF66D13828E41A99B7503EEAC441D03~ATpl~Ecommon~Scontent.html>

27.02.07 Frankfurter Rundschau

Daniel Kothenschulte

Wir sind Oscar

"Ich danke Deutschland": Schon in einer ersten Reaktion auf seine Nominierung hatte Florian Henckel von Donnersmarck einen möglichen Oscar-Gewinn als Ehre für die Nation

eingestuft und mit dem entgangenen Fußball-Weltcup verglichen. Und wenn ausgeprägter Ehrgeiz denn tatsächlich eine deutsche Tugend sein sollte, dann kann sich wohl wirklich eine Nation kräftig auf die Schulter klopfen. Mit unseren ehrlichen Glückwünschen für den schönsten Erfolg, den ein populärer Filmemacher haben kann, sei zumindest dieser grundsätzliche Vorbehalt erlaubt: Wenn Kinofilme im Ausland wahrgenommen werden, so doch hoffentlich immer noch eher als Ausdruck künstlerischer Individualitäten denn nationaler Identitäten. Hat Ingmar Bergman etwa seine Oscars für Schweden gewonnen?

Talent, Risiko und Massenzuspruch

Florian Henckel von Donnersmarck und seine Produzenten Max Wiedemann und Quinn Berg haben allen Grund, stolz zu sein. Sie haben gegen die Vorlieben vieler Fördergremien und Sendeanstalten die schwierige Form eines Thrillers für ihr deutsches Drama gewählt, haben bei einem sehr begrenzten Budget jeden Cent auf die Leinwand gebracht und dafür jede erdenkliche Ehrung eingeheimst außer der vielleicht entbehrlichsten - einer Wettbewerbsteilnahme bei der Berlinale 2006. Dass andere deutsche Kinofilme eine stärker ausgeprägte künstlerische Handschrift haben und weniger einem breiten Konsens zuarbeiten, sollte bei den Oscars wahrlich kein Thema mehr sein. Erst wenn sich Talent und Risiko in Massenzuspruch verwandeln, ist die Akademie wirklich zufrieden.

Wäre Martin Scorseses Nebenwerk *The Departed* kein derartiger Erfolg gewesen, der beste Regisseur Amerikas wartete noch immer auf den Preis, den ihm - wie er in seiner schönen Dankesrede sagte - schon die Passanten auf der Straße wünschten. Ihnen, und natürlich dem wohlmeinenden anonymen New Yorker Taxi Driver, galt sein Dank - und man kann sich gut vorstellen, wie einem weniger philanthropischen Zeitgenossen wohl die dauernden guten Wünsche auf die Nerven fallen müssten. Jetzt werden sie alle noch eine Zeitlang gratulieren, und dann ist hoffentlich alles gut, und Martin Scorsese kann vielleicht damit beginnen, ein Alterswerk zu schaffen, das seiner würdig ist. *The Departed* ist das Remake eines viel besseren, wenn auch kaum bekannten Genrefilms aus Hongkong (die Ansagestimme bei der gestrigen Verleihung behauptete bezeichnenderweise: aus Japan). Man macht sie in der chinesischen Filmmetropole für ein Hundertstel der Kosten, behängt sie aber auch nicht wie einen Weihnachtsbaum mit Kabinettstückchen - wie jene Nebenrolle, die Jack Nicholson verkörperte. Zum Dank hatte man in ihm aber auch einen in unerschütterlicher Wohllaune grinsenden Zuschauer gewonnen bei einer der kuriosesten Oscar-Galas aller Zeiten.

Selten hatte sich die Akademie bei den Nominierungen soviel Mittelmaß aufgetischt - und ging dabei in Ermangelung eines Favoriten bei der Verleihung so wenig vorhersehbare Wege. Zu den wenigen festen Größen zählte der Preis für den Dokumentarfilm *Eine unbequeme Wahrheit* trotz der wenig avancierten Form einer über weite Strecken abgefilmten Power-Point-Präsentation des Klima-Warners Al Gore. Er war der Liebling aller im Kodak Theatre. Moderatorin Ellen De Generes, deren größter Beitrag für die Filmgeschichte die Stimme des vergesslichen Fisches Dory in *Findet Nemo* gewesen ist, widmete ihm einen ihrer etwas schleppenden Witze: Anders als die - ebenfalls als sicherer Tipp gehandelte - *Dreamgirls*-Nebendarstellerin "Jennifer Hudson", sogar einmal bei der amerikanischen Variante der Superstar-Show *American Idol* durchgefallen, sei Pechvogel Gore doch immerhin schon zum Präsidenten gewählt worden.

Nichts gefällt den Oscar-Juroren besser, als verpasste Chancen nachträglich zu würdigen. So gewannen nicht nur Scorsese und - in einer erfreulichen Überraschung - Veteran Alan Arkin gegen den Favoriten Eddie Murphy als bester Nebendarsteller in *Little Miss Sunshine*, sondern es triumphierte eben auch das von Gore nie einzulösende Versprechen eines besseren Amerika. Dass ein prämiertes Dokumentarfilm allerdings auch noch den besten Song beisteuert - das war dann doch ein Novum. Melissa Etheridge profitierte vom arithmetischen Umstand, dass Anhänger des Favoriten *Dreamgirls* ihre Stimmen auf drei verschiedene nominierte Titel verteilen mussten. Wie Laudator Leonardo Di Caprio trug sie den ehemaligen Vizepräsidenten auf Händen, der mit dem gut platzierten running gag einer durch den obligaten Tusch beendeten Ansprache an die Nation erheblich zur mentalen globalen Erwärmung beitrug. Eine geschätzte Milliarde Zuschauer verfolgten seine launige Klimawarnung.

Eastwood als zerstreuter Privatier

Schon der großartige Einleitungskurzfilm des Dokumentarfilmers Erroll Morris hatte in Momentaufnahmen private Seiten der Oscar-Gäste herausgekitzelt. Clint Eastwood, der mit Letters of Iwo Jima den einzigen filmhistorisch bedeutsamen Film der Saison gedreht hatte, gibt in der Öffentlichkeit nur noch den zerstreuten Privatier. Wer würde dem einstigen Westernstar noch für ein paar Dollar eine Pistole in die Hand drücken? Von entsprechender Lebenswürdigkeit war sein Auftritt als Dolmetscher aus dem Italienischen, den er für einen schluchzenden Ennio Morricone leistete. Als der bedeutendste lebende Filmkomponist endlich die Trophäe wenigstens ehrenhalber mit nach Rom nehmen durfte, wurde ein noch dringlicheres Oscar-Kapitel abgeschlossen als der ausstehende Preis für Scorsese.

Es sagt schon einiges aus über die Oscars, dass Scorsese erst einen richtig zweitklassigen Film drehen musste, um die Trophäe zu bekommen. Er fand die besten Worte für die Absurdität der Situation, als er sich an seine kleine Tochter Francesca vor dem Fernseher wandte: "Bleib noch zehn Minuten auf und trampel noch einmal ordentlich im Hotelzimmer herum, bevor Du ins Bett gehst."

http://www.fr-online.de/in_und_ausland/kultur_und_medien/feuilleton/?em_cnt=1083382

27.02.07 Frankfurter Rundschau

Arno Widmann

Die Sorge der Anderen

Hat es das schon einmal gegeben: einer dreht seinen ersten abendfüllenden Spielfilm und bekommt einen Oscar dafür? Wir sind mit Märchen aufgewachsen, die von Glückskindern erzählen. Zum Erwachsenwerden aber gehört dazu, dass wir lernen: In der wirklichen Welt gibt es sie nicht. Da gibt es nur "arbeiten und nicht verzweifeln". Montagmorgen aber gegen vier Uhr haben wir ein Glückskind gesehen. Es war ein mehr als zwei Meter großer Riese: Florian Henckel von Donnersmarck. Er ist so groß - das haben wir jetzt verstanden -, weil ein kleinerer Mensch so viel Glück gar nicht tragen könnte.

Da man uns abgewöhnt hat, ans Glück zu glauben, sind wir sehr überrascht, wenn wir es sehen. Wir sind begeistert. Wir freuen uns mit dem Glücklichen, aber wir freuen uns auch, weil wir gemerkt haben: Es gibt das Glück. Und so schöpfen wir Hoffnung - auch für uns. Das ist irrational, aber das ist uns gleichgültig. Denn wir spüren uns leben. Das kommt viel zu selten vor.

"Das Leben der Anderen" hat den Oscar für den besten nicht-englisch-sprachigen Film bekommen. Es gibt abgebrühte Naturen, die winken ab und meinen: Die USA lieben das finstere Deutschland. Die Nazijahre können jetzt im kollektiven Bewusstsein der Amerikaner um die vierzig Jahre DDR-Geschichte verlängert werden. Das erspart einem, einen Blick zu werfen auf die deutsche Gegenwart. Andere winken ebenfalls ab und sprechen von der Stasi-Schmonzette. Viele aus eben jenem Milieu der DDR-Intelligenz, in dem der Film spielt, reagieren so. Sie fühlen sich und - so sagen manche - "unser Land" falsch dargestellt. In Deutschland sieht man "Das Leben der Anderen" als einen Film über die DDR. Man fragt sich, ob es denkbar ist, dass ein Minister, um an eine Schauspielerin heranzukommen, ihren Geliebten von der Stasi observieren lässt. Man fragt sich, ob die DDR der achtziger Jahre tatsächlich noch so realsozialistisch funktionierte, wie der Film es einen glauben lässt.

Wer die Reaktionen des amerikanischen Publikums genauer betrachtet, der merkt schnell, dass sie nichts mit dem Deutschlandbild der Amerikaner zu tun haben. In den Kinosälen der USA vergleicht niemand "Das Leben der Anderen" mit dem Leben in der DDR. Zu viele Passagen des Films erinnern die Amerikaner zu sehr an die aktuellen Debatten über patriotisches und unpatriotisches Verhalten in Zeiten des Krieges gegen den Terrorismus. Sie erkennen nicht uns, sondern sich wieder in diesem Film. In den USA ist "Das Leben der Anderen" kein Film über die Vergangenheit, schon gar nicht die deutsche, sondern die Warnung vor einer möglichen eigenen Zukunft. Der Filmkritiker des New Yorker, der seinen Artikel über "Das Leben der Anderen" mit den Worten begann: "Wenn es eine Gerechtigkeit gibt, dann wird 'Das Leben der Anderen' einen Oscar bekommen", schloss seine Rezension

mit dem Satz: ",Das Leben der Anderen' ist für uns." Vielleicht hilft der internationale Erfolg von "Das Leben der Anderen" uns aus unserer gar zu engen Sicht – nicht nur auf diesen Film – heraus, und wir beginnen zu begreifen, dass Deutschland ein Land ist wie andere auch. Dass es gerade darum auch für andere interessant sein kann. Es gibt – das mag uns kränken – kein Modell Deutschland. Nicht im Guten und auch nicht im Schlechten.

http://www.fr-online.de/top_news/?sid=21fd3b88e7554d7422d3ac4291ba50d6&em_cnt=1083430

27.02.07 die tageszeitung S. 13

Scott Foundas

Die taufeuchten Augen der Nostalgie

Scott Foundas gehörte zu den wenigen US-Filmkritikern, die einen kritischen Blick auf "Das Leben der Anderen" warfen - und dafür den heiligen Zorn des Regisseurs zu spüren bekamen. Ein Erlebnisbericht

Schon lange bevor er am Sonntagabend den Oscar für den "besten fremdsprachigen Film" abräumte, waren "Das Leben der Anderen" und sein 33-jähriger Regisseur Florian Henckel von Donnersmarck in Nordamerika mit offenen Armen aufgenommen worden. Es begann im September vergangenen Jahres, als der Film - zuvor in Cannes wie Berlin vom Wettbewerb ausgeschlossen - seine US-Premiere auf dem renommierten Telluride Film Festival in Colorado erlebte, wo er sich rasch zum Publikumsliebling entwickelte. Ein ähnlich warmer Empfang wurde dem Film ein paar Wochen später auf dem Toronto Film Festival bereitet.

Und als er endlich in ausgewählten Kinos zu sehen war, da hatte er längst schon die Publikumspreise der Festspiele von Denver, Palm Springs und Vancouver eingeheimst, für ekstatische Besprechungen im New Yorker, in der New York Times sowie im Wall Street Journal gesorgt und sich bei der Gesellschaft der Filmkritiker von Los Angeles die Auszeichnung als "bester ausländischer Film" abgeholt.

Persönlich ist Donnersmarck dabei immer als dankbarer, bescheidener Gewinner aufgetreten. Schriftlich aber hat er mit harten Worten auf die Wenigen reagiert, die es gewagt hatten, einen kritischen Standpunkt zu seinem Film einzunehmen: "Ich kenne diesen Typ von Kritiker sehr gut", sagte Donnersmarck dem Reporter Michael Guillén von der Kino-Website twitchfilm.net: "Sie sehen: ,Oh, alle anderen schreiben etwas Positives, und ich will nicht Teil dieser Herde sein. Ich werde etwas anderes schreiben! Ich werde originell sein! "

Donnersmarck antwortete damit auf die Frage nach einer ganz bestimmten Rezension, nämlich meiner eigenen. Ich hatte sie im vergangenen Dezember in L.A. Weekly veröffentlicht und geschrieben, mit seiner Darstellung ostdeutschen Lebens im Kommunismus blicke der Film "nicht in Zorn oder Abscheu" auf diese Tage zurück, "sondern mit den taufeuchten Augen der Nostalgie. Er stellt uns einen Stasi-Agenten vor, der von der heilenden Kraft der Kunst erlöst wird, einen Geheimpolizisten mit der Seele eines Poeten. Der Film hätte ebenso gut ,Erinnerst du dich an die Stasi? Eigentlich waren die ja gar nicht so schlimm' heißen können."

Meine Einschätzung hatte Donnersmarck so sehr geärgert, dass er sie noch Monate später im Interview mit Michael Guillén fast wörtlich wiederholen konnte, um dann zu kontern: "Auf diese Idee ist noch niemand gekommen: dass ich Leute heroisieren würde, die nur Befehlen gehorchen. Ich habe die eine Person heroisiert, die sich weigert, den Befehlen zu folgen. Genau das ist es, was ich tue. Ich mache das exakte Gegenteil von dem, wofür Foundas mich anklagt."

Solche Meinungsverschiedenheiten zwischen Kritikern und Filmemachern sind nicht ungewöhnlich. Doch Donnersmarcks offensichtliches Bedürfnis danach, dass jeder seinen Film lieben soll, wurzelt in dem Film selbst: "Das Leben der Anderen" ist lediglich der neueste in einer langen Reihe zeitgenössischer Filme über historische Ereignisse, "Schindlers Liste" und "Hotel Ruanda" eingeschlossen, die den Großen Schrecken des zwanzigsten Jahrhunderts etwas Erhebendes und Tröstliches abzugewinnen suchen. Filme,

die sich so sehr auf die besten und löblichsten Aspekte der menschlichen Natur konzentrieren, dass sie alles Negative ausschließen.

Es sind dies Filme, die der Geschichte ihre Härte nehmen und von Zuschauern geliebt werden, weil hier Helden und Schurken klar erkennbar sind, die Handlung in einer Abrechnung gipfelt und die Moral des Film in großen Neonlettern am Himmel steht.

Wen wundert es da noch, wenn "Das Leben der Anderen" nun von einer Academy gefeiert wird, die schon früher ihre goldenen Statuetten über ähnlich simpel gestrickte "Meisterwerke" wie "Crash" oder "Forrest Gump" ausgeschüttet hat?

Auf der Bühne des Kodak Theatre, mit dem Oscar in der Hand, hatte der Zwei-Meter-Mann Donnersmarck denn auch ein spezielles Dankeschön für keinen Geringeren als Arnold Schwarzenegger vorgesehen, "weil er mich gelehrt hat, die Worte ‚Ich kann das nicht‘ aus meinem Vokabular zu streichen".

Jede Wette: Donnersmarcks erster Trip nach Hollywood wird, wie schon beim "Governator" vor ihm, gewiss nicht sein letzter sein.

<http://www.taz.de/pt/2007/02/27/a0126.1/text>

27.02.07 die tageszeitung S. 3

Stefan Reinecke /Cristina Nord

Kann man die Stasi so zeigen?

ja

Stefan Reinecke

Der Stasi-Film "Das Leben der Anderen" hat die eingerosteten Fronten in der Stasi-Debatte gelockert. Mehr kann man von einem Film kaum verlangen.

"Das Leben der Anderen" haben in Deutschland 1,7 Millionen Leute gesehen. Das ist bemerkenswert, weil diese 1,7 Millionen einen Low-Budget-Film von einem unbekanntem Regisseur über ein kompliziertes zeitgeschichtliches Thema sehen wollten. Dieser Erfolg war kein Ergebnis einer millionenschweren, trickreich inszenierten PR-Kampagne. Er war unvorhersehbar, ungeplant. Ebenso wie der Oscar.

Dieser Erfolg hat einen Mangel bloßgelegt. Er zeigt, dass es ein Vakuum in der Beschäftigung mit der Stasi und der DDR gibt. Um die Beliebtheit dieses Films zu verstehen, muss man sich die beiden vorherrschenden Stasi-DDR-Diskurse vor Augen führen. In den Bildern des populären Kinos, wie etwa in "Sonnenallee", und den Ostalgie-Shows der Privatsender war die DDR Stoff für eine Travestie, bevölkert von dummen Grenzsoldaten und dem Personal von Teeniekomödien. Die DDR war eine bizarre Alltagswelt, voll von harmlosen Merkwürdigkeiten.

In dem zweiten Diskurs, der vor allem die Neunzigerjahre beherrschte, war die Stasi Chiffre für das Böse. Die Stasi-Debatte war oft engherzig, manchmal, wie im Fall Heiner Müller, in einer seltsamen unbewussten Spiegelung der Stasi, selbst Mittel zur Denunziation. Die Stasi-Debatte war dabei auch ein Instrument, mit dem der Streit zwischen Westlern und Ostlern ausgetragen wurde. Grob gesagt warfen die Westler den Ostlern vor, ihre Vergangenheit zu verschleiern - während die Ostler einfach keine Lust mehr hatten, sich vor arroganten Westlern für alles rechtfertigen zu müssen. Die Stasi-Debatte, so der Historiker Lutz Niethammer, war "schwarzweiß gemalt, sehr moralisch und personalisiert". Oft blockierte sie Erinnerung. Die Flucht in die DDR-Travestie war eine verständliche, wenn auch verborgene Antwort auf die überfrachteten IM-Debatten.

"Das Leben der Anderen" hat in dieser Lage gewissermaßen das Fenster geöffnet. Der Film zeigt nicht Alltag oder Diktatur, sondern beides. Er banalisiert nicht, wie die DDR-Alltags-Komödie, und dämonisiert nicht. Er zeigt das trostlose, graue Geschäft eines Stasi-Offiziers,

der einen Schriftsteller bespitzelt. Und er endet als Märchen: Denn zersetzt wird nicht der Künstler von der Stasi - zersetzt wird der Glaube des Stasioffiziers an den Staatssozialismus. Mit diesem Kunstgriff, Macht und Ohnmacht umzudrehen, den Spitzel als geheimen Dissident zu träumen, entgeht "Das Leben der Anderen" der Falle, die Geschichte in Gut und Böse zu rastern. Und zeigt nebenbei, dass die Stasi-Akten nicht immer die Wahrheit sagen müssen und auch im Herzen des Apparates moralische Entscheidungen möglich waren. (Das imprägniert ihn dagegen, etwa in den USA als Nachfolger des Nazifilms gelesen zu werden.)

"Das Leben der Anderen" ist ein Kammerspiel, fern von Überwältigungsästhetik. Er verflüssigt die Stasi-Klischees, ohne schönzufärben, und öffnet ein Spiel mit Identifikationen. Das ist der Schlüssel des Erfolges. Vielleicht war die Naivität und obsessive Neugier eines Unbeteiligten wie Florian Henckel von Donnersmarck nötig - eines Westlers, der beim Mauerfall 16 Jahre alt war -, um die ausgetretenen Pfade des DDR-Stasi-Themas zu verlassen.

Wo also ist das Problem? Im Jahr 2006 lief "Das Leben der Anderen" nicht als deutscher Wettbewerbsbeitrag auf der Berlinale. Warum nicht? Warum fällt es so schwer, das Produktive dieses Films zu erkennen?

Stimmt, Regisseur von Donnersmarck ist mit einem Selbstbewusstsein gesegnet, das von Hybris kaum zu unterscheiden ist. Aber darum geht es nicht. Es geht um einen kulturkritischen Reflex, der längst zur Routine herabgesunken ist - nämlich dass Erfolg zu misstrauen ist. Ein deutscher Thriller, der auch noch eine politische Geschichte erzählt, steht da gewissermaßen unter Generalverdacht.

Nein, wir brauchen keine ästhetische Normierung auf ein Mainstream-Kino. Aber erst recht keine auf ein Kino, in dem formaler Avantgardismus alles ist - und gut gebaute Geschichten nichts zählen.

Es gibt viele deutsche Filme, die das Politische parasitär benutzen, um bedeutsamer zu wirken, und in denen Zeitgeschichte nur Kulisse ist. "Das Leben der Anderen" gehört nicht dazu.

nein

Cristina Nord

Human Touch reicht nicht, will man im Kino etwas über die Methoden der Stasi zutage fördern. Dem Film "Das Leben der Anderen" ist jeder analytische Zugang verloren gegangen.

Politik ist im Kino untrennbar mit Form verbunden. Berühmt ist das Diktum Jean-Luc Godards: "Kamerafahrten sind eine Frage der Moral." Berühmt ist auch ein Text des französischen Filmemachers Jacques Rivette aus dem Jahr 1961. Darin wird anschaulich, was Godard so vehement vertritt. Rivette denkt über eine Szene aus "Kapò" nach, einen im Konzentrationslager spielenden Film aus dem Jahre 1959. Eine Insassin des Lagers begeht Selbstmord, indem sie sich in einen elektrisch aufgeladenen Stacheldrahtzaun wirft. "Der Mann", notiert Rivette, "der in diesem Moment entscheidet, ein Travelling nach vorne zu machen, um die Leiche in Untersicht zu filmen, darauf achtend, die erhobene Hand genau in der oberen Ecke seiner Schlusseinstellung zu platzieren, dieser Mann verdient nichts als die tiefste Verachtung." Weshalb? Weil er den Schrecken über die Konzentrationslager der effektvollen Einstellung opfert, weil er das Leid der Figur ausbeutet und noch aus dem Bild einer Leiche Profit schlägt.

Mit solcher Rigorosität streitet heute niemand mehr übers Kino - gerade dort nicht, wo es am nötigsten wäre, dort, wo sich Filme politischen Sujets widmen. Stattdessen begnügt man sich mit einer recht schlichten Logik. Als begrüßenswert gilt, wenn sich ein Regisseur eines wichtigen politischen Themas annimmt, der Film ein großes Publikum findet und das Thema in der Folge neue Aufmerksamkeit erlangt. Für Florian Henckel von Donnersmarck und sein Spielfilmdebüt "Das Leben der Anderen" greift genau diese Logik. Es ist ein Film über die Stasi, über ein Sujet mithin, das die politische Diskussion zuletzt vernachlässigte. Noch vor

einem Jahr konnten einstige MfS-Mitarbeiter ihre Taten öffentlich bagatellisieren, ohne dass es nennenswerte Widerrede gab. Nach der Premiere von "Das Leben der Anderen" im vergangenen März kam dem Thema neue Sensibilität zu. Jetzt, da Henckel von Donnersmarck sich über den Oscar für den besten fremdsprachigen Spielfilm freut, wird die Auseinandersetzung weitergehen.

Seltsam daran ist nur, dass das Politische in "Das Leben der Anderen" als Schwundstufe seiner selbst auftritt. Man muss nicht so weit gehen und dem Regisseur vorwerfen, er arbeite mit unmoralischen Kamerafahrten. Doch jede Trennschärfe, jeder analytische Zugang gehen verloren, da "Das Leben der Anderen" zu jener Spielart von Erzählkino gehört, die politische Sachverhalte als menschlich nachvollziehbar darstellt. Bei Henckel von Donnersmarck speist sich diese menschliche Motivation bisweilen aus dem Geist der Schmierkomödie. Der Überwachungsvorgang gegen einen der Protagonisten, den Schriftsteller Dreymann (Sebastian Koch), wird in Auftrag gegeben, weil ein SED-Minister die Frau Dreymanns begehrt und den Rivalen ausschalten will. Dass eine Stasi-Existenz trist ausfällt, führt der Regisseur mit einer Szene vor Augen, in der der Agent Wiesler (Ulrich Mühe) jämmerlichen Sex mit einer Prostituierten hat. Zu dieser zuallererst am Human Touch interessierten Perspektive passt die Verwandlung Wieslers. Wenn er vom Spitzel zum Schutzengel wird, so zeigt dies, dass Läuterung möglich ist, solange es nur einen menschlichen Kern gibt, der durch die Begegnung mit der Kunst, der Liebe und den Gedichten Brechts angerührt werden kann. Diese Form des Humanismus ist ziemlich billig zu haben, sie fördert weder Reflexion noch Erkenntnis. Aber sie hat den unschlagbaren Vorteil, in Hollywood wie unter den Mitgliedern der Deutschen Filmakademie wohl gelitten zu sein.

Was aber vermittelt "Das Leben der Anderen" darüber, wie die DDR 1984 funktionierte, oder darüber, welcher Logik Überwachung folgte und folgt? Was sagt der Film über das Verhältnis von Künstlern zum Regime, und umgekehrt, über das Verhältnis des Regimes zu den Künstlern? Wenig bis nichts. Es fehlt die ästhetisch-analytische Durchdringung des Sujets wie sie etwa Audrey Maurion und Eyal Sivan mit ihrem Essayfilm "Aus Liebe zum Volk" (2004) geleistet haben. Der Film "Das Leben der Anderen" liefert keine Vision davon, welche Möglichkeiten die Fiktion für politische Themen bereithält. Eine andere Produktion - auch sie war in diesem Jahr für den besten fremdsprachigen Film nominiert - hat genau dies vorgemacht: In "Pans Labyrinth" verbindet der mexikanische Regisseur Guillermo del Toro die Fantasiewelt einer Elfjährigen mit Faschismus im Spanien des Jahres 1944. Del Toro entwickelt einen eigenständigen, komplexen Kosmos in der Fiktion, Henckel von Donnersmarck folgt mit Geschick und Effizienz dramaturgisch ausgetretenen Pfaden. "Pans Labyrinth" bietet die Vielschichtigkeit von Kunst, "Das Leben der Anderen" die Sicherheiten und die Kurzschlüsse gehobenen Arthouse-Kinos.

<http://www.taz.de/pt/2007/02/27/a0144.1/text>

27.02.07 Der Tagesspiegel S. 3

Johannes Bonke und Rico Pfirstinger

Über dem Teppich

„Jetzt hebe ich ab“: Florian Henckel von Donnersmarck hat viel gewonnen – eine goldene Statue und wohl auch eine goldene Zukunft

Für den Fall der Fälle hat er einen guten Rat bekommen, von Sid Ganis, Präsident der Academy of Motion Picture Arts and Sciences. Sid Ganis hatte zu Florian Henckel von Donnersmarck gesagt: „Denk daran: Du bist hier unter Freunden!“ Nicht dass der Regisseur dann auf der Bühne vor lauter Aufregung kein vernünftiges Wort herausbekäme.

Um 4 Uhr 30 deutscher Zeit trat der Fall der Fälle ein: Oscar für Florian Henckel von Donnersmarck. Sein Stasidrama „Das Leben der Anderen“ gewann in der Kategorie „Bester nicht-englischsprachiger Film“ unerwartet, denn der mexikanische Film „Pans Labyrinth“ galt als Favorit. Der hatte zuvor schon bei den Golden Globes, dem Preis der Auslandspresse in Hollywood, gegen Donnersmarcks Film gewonnen.

In dem Augenblick, als die Entscheidung bekannt gegeben wurde, katapultierte es den 2,05 Meter großen Filmemacher mit einem Schrei förmlich aus seinem Sitz im Kodak-Theater. „Ich bin nicht unbedingt einer von denen, die sagen: ‚Dabei sein ist alles!‘“, erklärt Donnersmarck den eigenen Ehrgeiz. Ganz aus dem Nichts kam der Erfolg indessen nicht. Er hatte schon den Bayerischen, den Deutschen und den Europäischen Filmpreis erhalten und legte kurz vor den Oscars den besten US-Start eines deutschsprachigen Films aller Zeiten hin. Zudem hatte von Donnersmarck an diesem Erfolg intensiv gearbeitet: Sechs Wochen lang tingelte er in den USA von Stadt zu Stadt und stellte sich der Presse.

„Da der Kalte Krieg für Amerika eine so große Rolle gespielt hat, haben sich die Amerikaner in der Vergangenheit schon viel mit dem Thema Stasi beschäftigt“, sagt der Filmemacher. „Deshalb bin ich während meines Aufenthalts einem relativ hohen Wissensstand begegnet, auch wenn ich das Gefühl hatte, dass die Amerikaner den Film weniger als Stasigeschichte gesehen haben, sondern vielmehr als Thriller, als Liebesgeschichte und als Möglichkeit, tollen Schauspielern bei der Arbeit zuzusehen.“ Im Amerika drehe sich ja alles um die Stars. Da fasziniere es natürlich, unbekannte Schauspieler zu sehen, die genauso gut seien wie Tom Hanks oder Brad Pitt.

Überhaupt orientiert sich Donnersmarck jetzt gern an US-Maßstäben. Er schwärmt von Hollywoods durchorganisierter Industrie, nennt die deutsche Filmbranche einen „stark subventionierten Teil des Kulturbetriebes“ und wünscht sich zu Hause eine größere Begeisterung für Schauspieler. „Ich wundere mich jedes Mal, wenn ich mit Sebastian Koch irgendwohin gehe, dass die Leute nicht intensiver auf ihn reagieren“, sagt er. „Die Mädchen sollten kreischen! Wenn ich ein Mädchen wäre, würde ich das tun.“

Über mangelnde Aufmerksamkeit konnte sich Donnersmarck in Hollywood in der Tat nicht beklagen: Seine offene Art stieß im Selbstvermarktungsstaat Kalifornien auf so viel Gegenliebe, dass der mit 50-köpfiger Entourage nach Los Angeles geflogene Regisseur unter gehörigem Termindruck stand: Der vergangene Freitag begann mit einem Empfang auf dem roten Teppich vor dem Kodak-Theater auf dem Hollywood Boulevard, gefolgt von einem Mittagessen bei Sony, dem US-Verleih des Films, und einer Gesprächsstunde mit den wichtigsten deutschen Medienvertretern im „Wende-Museum“, einer Ausstellung mit mehr als 100 000 Stücken aus der DDR-Zeit und einem 2,6 Tonnen schweren Teil der Berliner Mauer.

Abends dann ein Dinner mit Thomas Gottschalk in der Privatresidenz des deutschen Konsuls. Außerdem wurde er bei amerikanischen Filmstudios vorgestellt, traf Sydney Pollack, Clint Eastwood und Forest Whitaker. Kein Wunder, dass ihm am Samstagnachmittag nur 15 Minuten blieben, um den von German Films organisierten deutschen Empfang in der Villa Aurora – dem einstigen Exilwohnsitz Lion Feuchtwangers in den Hügeln zwischen Hollywood und dem Meer – mit seiner Anwesenheit zu beehren. Die Schauspieler Ulrich Mühe und Sebastian Koch hatten ihren Champagner noch nicht zu Ende getrunken, da nahm Donnersmarck nur ein paar Blocks entfernt bereits die nächste Auszeichnung in Empfang: Am Strand von Santa Monica gratulierten ihm Sean Penn, Daniel Craig und andere zum Gewinn des „Independent Spirit Awards“.

„Machen Sie sich auf einen schnell sprechenden Florian gefasst“, scherzte Donnersmarck noch tags zuvor über die knapp bemessene Zeit für die vorsorglich vorbereitete Dankesrede. Dass er dann, nach reichlich Lob für seine männlichen Hauptdarsteller und dem Satz „Ich danke Deutschland und Bayern dafür, dass sie diesen Film möglich gemacht haben“ die anschwellende Rausschmeißermusik noch für einen Moment mit einer Liebeserklärung an seine Frau übertönte, dürfte einer übel aufgestoßen sein: Martina Gedeck. Donnersmarck hatte seine weibliche Hauptdarstellerin nämlich nicht nur in der Dankesrede übergangen, sondern sie zunächst gar nicht erst zur Oscar-Verleihung eingeladen.

„Es gab leider nur vier Karten. Ein Ticket bekam meine Frau, also hatte ich noch zwei Karten für drei Hauptdarsteller“, sagte der Regisseur. „Ich musste mich entscheiden. In meinem Film treffen die Wertvorstellungen dieser beiden Männer aufeinander, mir wäre es unnatürlich vorgekommen, einen der beiden für Martina Gedeck auszuladen. Das konnte ich einfach nicht machen. Ich bin sehr für Galanterie gegenüber Frauen, aber noch mehr für Gerechtigkeit.“

Nachdem sich Martina Gedeck auf der Berlinale über Donnersmarcks Entscheidung reichlich pikiert geäußert hatte, versuchte dieser noch ein zusätzliches Ticket aufzutreiben. „Wir haben nun noch eins bekommen, und ich hoffe stark, dass sie kommt und nicht zu sehr gekränkt ist.“ Doch vergeblich: Martina Gedeck blieb zu Hause.

Es war nicht der einzige Wermutstropfen. Auch Arnold Schwarzenegger, der nach einem Skiunfall noch humpelt, kam nicht zur Verleihung. Donnersmarck sagt, dass er den Terminator-Star schon „lange, bevor das gesellschaftlich akzeptabel war“, bewundert habe. „Mein Traum war immer, ihm mit dem Oscar in der Hand auf gleicher Augenhöhe gegenüberzutreten – und nicht als einer aus der blökenden Schar von Fans.“

Die Chancen für ein späteres Treffen stehen indes nicht so schlecht: Vielleicht dreht Donnersmarck ja bald einen Film in Amerika. Eine Agentin bei CAA, der einflussreichsten Agentur in Hollywood, hat er sich bereits zugelegt, Angebote liegen vor. „Ich werde vermelden, sobald ich mich konkret für ein Angebot entscheide, muss aber gleichzeitig feststellen, dass ich mich eigentlich genauso als Autor sehe wie als Regisseur. Bei einem fremden Projekt einzusteigen, bei dem vielleicht sogar schon einige Schauspieler besetzt sind, ist eigentlich nicht meine Art zu arbeiten.“ An eigenen Ideen herrsche zudem kein Mangel: „Ich habe einen ganzen Hängeregistratorschrank voller Filmstoffe.“

Dabei strahlt Florian Henckel von Donnersmarck und klopft auf das japanische Gebetssäckchen in seiner linken Brusttasche. Ob ihm der Talisman, der ihm als Geschenk seines amerikanischen Verleihers zum Oscar verhelfen sollte, nun auch helfen wird, auf dem Teppich zu bleiben? Die Antwort: „Nicht nötig. Jetzt hebe ich ab!“

<http://archiv.tagesspiegel.de/archiv/27.02.2007/3106823.asp>

26.02.07 Spiegel online

Marc Pitzke

Florian und der Phallus von Hollywood

Mit einer rauschenden Privatparty hoch in den Hügeln Hollywoods haben die Deutschen ihren Oscar-Sieg gefeiert. Regisseur Florian Henckel von Donnersmarck konnte sein Glück kaum fassen: Selbst Steven Spielberg hatte ihm gratuliert.

Los Angeles - So ein Oscar, staunt Florian Henckel von Donnersmarck, "das ist schon etwas Phallisches". Er wiegt die glänzende Goldstatuette in der Hand, befühlt sie, hebt sie hoch, kann den Blick kaum von ihr wenden. "Die symbolisiert Manneskraft." Und dann lässt er sie tatsächlich rumgehen, damit sie jeder mal anfassen kann. "Ganz schön schwer, was?"

Es ist kurz nach Mitternacht. In der Villa eines erfolgreichen Kinoproduzenten, hoch in den Hügeln Hollywoods, hat sich Deutschlands Filmelite zu einer privaten Sause versammelt, um den Oscar-Gewinn zu feiern. Donnersmarck ist gerade erst eingetrudelt, in einer schwarzen Stretch-Limousine frisch vom Governor's Ball, wo er zuvor noch eben mit den wahren Stars dieser Stadt angestoßen und ihm sein Idol Steven Spielberg sybillinisch zugeflüstert hat: "Congratulations - you'll never get over it."

Doch nun ist Donnersmarck unter Freunden, und es ist, als sei eine jahrelange Last von ihm abgefallen. Sein Gesicht ist befreit von der Spannung dieser Wochen, seine Wangen glühen, und er redet noch schneller als sonst, so freut er sich. "Sechs Jahre lang war ich im Kampfmodus", beschreibt er heiser seinen Weg hierher und drückt seine schwangere Frau Christiane dabei fest an sich. "Jetzt, glaube ich, kann ich erst mal aufhören, zu kämpfen."

Stunden auf dem roten Teppich

Der Blick geht über steil gestufte, tropische Gartenanlagen hinunter auf die Lichter Hollywoods. Dort unten liegt das Kodak Theatre, in dem Donnersmarck die Trophäe Stunden zuvor atemlos entgegen nahm. Die Suchscheinwerfer pendeln immer noch durch den Himmel, obwohl die Zeremonie längst vorbei ist. Palmen und Zypressen säumen die geharkten Kieswege, es riecht nach Hyazinthen und Rhododendren. Idyllischer und zugleich doch surrealer könnte dieser Augenblick kaum sein. "Ich will mal einen Oscar gewinnen",

hatte Donnersmarck seinem Bruder schon als Kind prophezeit. Da habe der ihn nur ausgelacht.

Surreal hatte dieser Tag auch schon begonnen. Nach wochenlanger Schlaflosigkeit zwang sich Donnersmarck diesmal ausnahmsweise zur Nachtruhe, um nicht allzu kaputt zu sein für diesen "Preis der Preise", wie er es nennt. Dank zwei Schlaftabletten und zwei Ohrstöpseln habe er dann schließlich auch "neun Stunden wie ein Baby geschlafen".

Schon drei Stunden vor Beginn der Oscar-Verleihung stand er mit Frau Christiane auf dem roten Teppich am Kodak Theatre. Lange tummelte er sich dort vor den Journalisten und internationalen TV-Kameras, um die Atmosphäre zu genießen.

"Guillermo ist so ein toller Kerl"

Drinne aber wurde ihm dann, bei aller demonstrativen Gelassenheit, doch langsam mulmig. "Da mit meiner Frau zu sitzen, die mir immer die Stange gehalten hat, und mit den Schauspielern, ohne die ich das nie geschafft hätte" - plötzlich war er tief bewegt von der Bedeutung des Moments. Zumal sein ungeborenes Baby während der Verleihung "zum ersten Mal gestrampelt hat".

Sein Nervenpegel stieg spätestens, als die Academy of Motion Pictures and Arts (AMPAS) die Auslandskategorie mit einer bewegenden Collage früherer fremdsprachigen Oscar-Gewinner einstimmte. Federico Fellinis "8 1/2" und "La Strada", François Truffauts "Amerikanische Nacht": Ikonische Filme, mit denen er aufgewachsen ist, "die mir so viel bedeutet haben" und "in deren Gesellschaft ich sein wollte". Erst da sei ihm so richtig klar geworden: "Das ist eine ganz ernste Sache."

Sein Hauptkonkurrent, der mexikanische Regisseur Guillermo de Toro, saß in der Reihe vor ihm. Die beiden haben auf ihrer gemeinsamen PR-Tour in Hollywood über die letzten Tage ein enges Band der Freundschaft geknüpft. "Guillermo ist so ein toller Kerl", sagt Donnersmarck. Er habe sich vorgebeugt und ihm gesagt, er würde sich genauso sehr freuen, wenn er den Oscar gewänne. "Na ja", fügt er grinsend hinzu. "Nicht ganz so sehr."

Anruf beim Vater im Krankenhaus

Und dann stand er plötzlich auf der Bühne, vor all diesen Weltstars und Millionen Zuschauern. "Mir kam es so vor, als ob mein Leben da erst echt geworden wäre", versucht er die Gefühle jener Minuten zu beschreiben. Erst hinterher, da sei ihm "fast schwindelig" geworden. Seine größte Sorge: Dass seine Dankesworte an die Gattin nicht mehr zu hören waren. "Nein", redete er gegen die Musik an, die ihn zum Abgang zwang. "Nur eine Sache noch: Christiane, I love you!"

Als erstes rief Donnersmarck anschließend seinen Bruder an. Dann den Vater, der wegen Leukämie zur Chemotherapie im Krankenhaus liegt. "Komm", habe er ihm am Handy gesagt, "das muss jetzt deine Heilung beschleunigen!"

Zur der Zeit jubeln sich bei der deutschen Party die Dutzenden Gäste schon die Kehlen wund. Darunter: der deutsche Generalkonsul Christian Stocks ("Schön, nicht wahr?", sagt der immer wieder) und "Bunte"-Chefredakteurin Patricia Riekkel, die die ganze Verleihung "schon eine tolle Show" findet.

Singende Bayern

In den verschachtelten Räumen und den Gärten der Produzentenvilla stehen große Plasma-Bildschirme, auf denen die Oscar-Show übertragen wird. Der Champagner fließt (Moët Chandon), in der Bibliothek biegt sich ein pralles Käsebuffet. Auf den Terrassen sind Heizstrahler aufgestellt, denn es ist eine verhältnismäßig kühle Nacht in Hollywood.

Als der Auslands-Oscar verkündet wird, halten sich die Gäste einander an den Händen und fallen sich hernach in die Arme. Einige weinen. Der Diskjockey "DJ Sami", vom Schickie-Hotel Standard geborgt, spielt Madonnas "Celebrate" und Princes "1999". Die Tanzfläche füllt sich. Die Delegation des Bayerischen Rundfunks, der den Film co-produziert hat, singt als Erste mit.

Um kurz nach 22 Uhr trifft das junge Produzentenpaar Quirin Berg und Max Wiedemann ein. Beide saßen mit im Kodak Theatre. "Unglaublich", beschreibt Wiedemann den Augenblick des Oscar-Sieges. "Ich konnte es nicht glauben. Raum und Zeitgefüge gehen etwas aus der

Ordnung." Bis zuletzt habe er nicht damit gerechnet, "dass es noch klappt", vor allem, da del Toros "Pans Labyrinth" zuvor noch etliche andere Oscars abgeräumt hatte.

Eine Stunde später rauschen die Co-Stars Sebastian Koch und Ulrich Mühe an. "Florians Rede habe ich gar nicht mitgekriegt", sagt Koch. "Das war wie im Traum." Seine Freundin Clarice van Houten formuliert es weniger elegant: "Das ist der Hammer!", keucht sie aufgeregt.

Mühe schleppt einen Schokoladen-Oscar vom Governor's Ball mit sich herum. "Es war unglaublich schön", sagt er mit Glanz im Blick. Seine Frau, die Schauspielerin Susanne Lothar, taumelt erschöpft die Stufen der Villa herunter und fällt ihm weinend in die Arme. Mühes Handy klingelt, es ist seine zwölfjährige Tochter Sophie Marie, die aus Berlin anruft.

Donnersmarck kreuzt als Letzter auf. Er verstreut Oscar-Konfetti aus dem Kodak Theatre und braucht eine geschlagene Stunde, um sich von der Limousine die Treppen hoch bis in die Villa hochzuarbeiten. "Wir sind Weltmeister!", ruft er, seinen Oscar in die Luft schwenkend.

Der ist, wie üblich, bisher noch ungraviert. Auf eine Gravur wird Donnersmarck sowieso verzichten. Denn dazu müsste er ihn noch mal kurz an die AMPAS zurückgeben, und das will er nicht: "Den gebe ich jetzt nicht mehr her."

<http://www.spiegel.de/kultur/kino/0,1518,468692,00.html>

25. Februar 2007 Die Welt

Werner Schulz

"Das Leben der anderen" hat keinen Preis verdient

Der Film wurde bereits mit Auszeichnungen überhäuft. Doch er hat einen gravierenden Mangel: Er verfehlt die Wirklichkeit. Denn das Leben in der DDR war anders, schreibt der frühere Bürgerrechtler Werner Schulz auf WELT ONLINE.

Der deutsche Beitrag „Das Leben der Anderen“ hat keinen Oscar verdient. Streng genommen auch keinen deutschen und europäischen Filmpreis. Erfolg und Zulauf verdankt er der Tatsache, dass es ihm gelungen ist, die bedrückende Atmosphäre eines totalitären Überwachungsstaates auf die Leinwand zu bringen. Nach all den zum Schießen komischen Klamotten von „Goodbye Lenin“, „Sonnenallee“ und „NVA“ keine große Kunst. Es wuchs vielmehr die Befürchtung, die größte Gefahr in der DDR hätte darin bestanden, sich totzulachen. Gäbe es einen Preis für die Bemühung um Ernsthaftigkeit, wäre die Anerkennung gerechtfertigt.

Doch bei Filmen, die Geschichte abbilden, lohnt es sich, genauer hinzusehen. Da viele ihr Geschichtsbild aus solchen Streifen beziehen. Und das zur DDR ist längst nicht abgeschlossen. Daran wird noch retuschiert. Ohne auf technische Schwächen des Filmes näher einzugehen, sei nur eine erwähnt. Auf dem Dachboden eines Wohnhauses installiert die Stasi eine Abhöreinrichtung, deren Bedienung sich im Schichtdienst abwechselt. Die Hausbewohner hätten demnach unter Zwangshypnose stehen müssen, dass dort die „PGH Rohrtechnik“ ein- und ausgeht.

So hat der große Lauschangriff der Firma „Horch und Guck“ nicht funktioniert. Doch der gravierendste Fehler des Films besteht darin, dass es einen solchen Stasi-Offizier, der unter Lebensgefahr einen Dissidenten rettet, nicht gab und im System begründet liegt, warum es ihn nie geben konnte. Stauffenberg, Harnack, Sophie Scholl sind keine Erfindungen.

Steven Spielberg wäre weltweit zerpfückt worden, hätte er sich Oskar Schindler und dessen Liste ausgedacht. Roman Polanski wäre es mit dem „Pianisten“ ähnlich ergangen. Mit der DDR-Geschichte kann man offenbar losgelöst von historischer Authentizität frei und phantasievoll umgehen. Da wird aus einem harten Hund, einem Spezialisten für Verhörmethoden und Stasi-Dozenten, plötzlich ein Dissidentenbeschützer.

Vermutlich ist dem Erfinder die kreative Verharmlosung gar nicht bewusst. Obwohl man wissen könnte, dass die Rekrutierung und Ausbildung solcher Elitekader auf totaler

Ergebenheit, Disziplin und Zuverlässigkeit basierte. Gerade im Mielke-Apparat. Nur die Kaltblütigen, Skrupellosen kamen weiter. Zweifel oder Witze führten zur Aussonderung. Das wird belegt. Insofern hat der Regisseur seinen eigenen Film nicht verstanden. Verräter riskierten ihr Leben. Deswegen gab es keine. Keinen Gestapo-Mann, der Juden rettete. Keinen Tschekisten, der Staatsfeinde deckte.

Allein die Story eines Stasi-Vernehmers, der sich in eine Gefangene verliebte und nach der Wende heiratete, ist die große Ausnahme und Stoff genug. Doch der erdachte Filmheld wird nicht durch die Liebe oder die abstoßende Drecksarbeit für einen SED-Bonzen, sondern durch Musik bekehrt. Die umwerfende „Sonate vom guten Menschen“ bleibt der Film allerdings schuldig. Die simple Drehbuchidee greift einen Hinweis von Maxim Gorki auf, der von Lenin berichtet, dass der sich Beethoven versagt habe, weil ihn dessen Musik verleite, über Köpfe zu streicheln, während er sich berufen fühlte, Köpfe abzuschlagen. Was wäre uns nach dieser kühnen Übertragung alles erspart geblieben, hätte man im KZ oder für Stalin die richtige Musik gefunden.

Der Autor war Bürgerrechtler und Mitglied des Bundestages. Er lebt in Berlin und in der Uckermark.

http://www.welt.de/politik/article734960/Das_Leben_der_anderen_hat_keinen_Preis_verdient.html

25.02.07 Der Tagesspiegel S. 2

Christina Tilmann

Wer ist Florian Henckel von Donnersmarck?

Nichts deutete auf einen Erfolg hin. Dann kam „Das Leben der Anderen“. Heute hofft er in Los Angeles auf einen Oscar. Denn eine Nebenrolle will er nicht spielen

MIT „DAS LEBEN DER ANDEREN“ KÖNNTE HENCKEL VON DONNERSMARCK HEUTE NACHT DEN OSCAR GEWINNEN. WIE HAT ER ES BIS DAHIN GESCHAFFT?

Es ist eine Märchengeschichte, eine Turbokarriere. Ein deutscher Politikstudent in Oxford, der einen Aufsatz zum Thema „Why Film is my chosen medium“ geschrieben hat, gewinnt ein Regie-Praktikum beim britischen Großmeister Richard Attenborough, während der Dreharbeiten zu „In Love and War“. Das war 1996. Am Ende des Praktikums ist für den 23-jährigen Florian Henckel von Donnersmarck klar: „Ich will Regisseur werden.“ Er beginnt ein Zweitstudium an der Münchner Hochschule für Film und Fernsehen, wird beim Saarbrücker OphülsFilmfest für den Kurzfilm „Dobermann“ ausgezeichnet, auch der nächste Kurzfilm „Der Templer“ gewinnt mehrere Preise. Aber nichts deutet auf den großen Erfolg hin. Eines Tages hatte er es satt, mit 30 immer noch auf Partys zu stehen und auf die Frage, was er so mache, zu antworten: „Ich habe einen Kurzfilm gedreht, der war in Saarbrücken zu sehen.“

Also geht er ein größeres Projekt an. Acht Jahre arbeitet er daran, ein Treatment aus dem ersten Filmsemester in ein Drehbuch zu verwandeln. Es wird sein Spielfilmdebüt: „Das Leben der Anderen“. 2004 ist das Script fertig, das Budget mit 1,6 Millionen Euro eher klein – die Produzenten Max Wiedemann und Quirin Berg kennt er von der Filmhochschule, auch sie Anfänger. Trotzdem gelingt es mit Unterstützung der Schauspielagentin Erna Baumbauer, ein Starensemble zu gewinnen. Ulrich Mühe, Martina Gedeck, Sebastian Koch und Ulrich Tukur übernehmen Hauptrollen – für Gagen, bei denen sie sonst gar nicht erst anfangen würden. Man ahnt: So etwas stemmt nur ein Überredungskünstler, ein Überzeugungstäter.

Kino Spezial: Rezensionen, Fotos, Gewinnspiele 2006 reicht Donnersmarck den fertigen Film bei der Berlinale ein, für den Wettbewerb. Festival-Chef Dieter Kosslick lehnt ab. Ein Fehler, wenn man bedenkt, wie erbittert später über den Film diskutiert wurde. Aber ein verständlicher angesichts der starken Konkurrenz von Oskar Roethlers „Elementarteilchen“, Hans-Christian Schmidts „Requiem“, Matthias Glasners „Der freie Wille“ und Valeska Grisebachs „Sehnsucht“. Andere deutsche Filme wie Detlev Bucks „Knallhart“ oder Dominik Graf’s „Roter Kakadu“ laufen in Nebenreihen. Aber eine Nebenreihe lehnt der Regisseur ab. Ganz oder gar nicht: Donnersmarck hat ein gesundes Selbstbewusstsein.

„Das Leben der Anderen“ läuft auch nicht in Cannes. Aber das Stasi-Drama wird bald nach dem Kinostart im März mit Preisen überhäuft. Es beginnt mit dem Bayerischen Filmpreis Anfang 2006, da hatte noch kaum jemand den Film gesehen. Die Ehrungen häufen sich: Sieben deutsche Filmpreise gewinnt „Das Leben der Anderen“ im Mai 2006, darunter den Filmpreis in Gold. Im Dezember folgt der Europäische Filmpreis als bester Film. 1,7 Millionen Menschen haben die Melo- Tragödie bis heute in Deutschland gesehen, in 30 Länder ist der Film verkauft. Nun ist er als bester fremdsprachiger Film für den Oscar nominiert. „Ich hatte immer klar im Visier, was ich erreichen wollte“, sagt von Donnersmarck. Vielleicht kann er demnächst auf die Party-Frage, was er so mache, antworten: „Ich habe einen Oscar gewonnen.“

WAS FÜR EIN TYP IST VON DONNERSMARCK?

Einer, der auffällt. Lang, wie sein Name. 2,05 Meter groß, wilde Locken, sofern er sie nicht mit Gel zusammenhält. Die Statur eines Riesenbabys. Aber ein Gentleman alter Schule, dessen Familie, schlesischer Adel, sich bis ins 14. Jahrhundert zurückverfolgen lässt. Zum Oscar sagt er, dass er in L.A. für sein Land antritt: „Wann hat man schon die Möglichkeit, in Friedenszeiten etwas Besonderes für sein Land zu tun?“ Ein Patriot also, ein höflicher, aufmerksamer, der auch im Smoking eine gute Figur macht. Weniger der typische deutsche Nachwuchsregisseur als der typische Erfolgsregisseur, wie man ihn in den USA kennt. Einer, der das Unterhaltungskino schätzt, Sydney Pollack, Peter Weir, Filme wie „Und täglich grüßt das Murmeltier“ und „Jenseits von Afrika“. Reines Kunstkino möge er nicht, große emotionale Filme seien sein Ding, gesteht er. „Das Leben der Anderen“ ist ein großer emotionaler Film.

Bescheidenheit ist nicht seine Zier. Vielmehr sieht er sich in einer „Tradition von Leistungsträgern“. Es ist ihm alles leichtgefallen, von Jugend an. Der Vater Manager bei der Lufthansa, die Mutter Soziologin, ein Onkel Abt des Stiftes Heiligkreuz bei Wien. Kindheit in New York, Berlin, Frankfurt und Brüssel, Einser-Abitur, Studium in St. Petersburg und Oxford, Heirat mit einer Rechtsanwältin, zwei Kinder, das dritte ist unterwegs, man wohnt in einer Altbauwohnung in der Nähe des Lietzensees. Und ginge doch am liebsten nach München zurück. Dabei genießt er in Berlin fast schon Kultstatus. Niemand Geringeres als Sophie Rois spielt an der Volksbühne im Boulevardstück von René Pollesch einen gewissen Filmemacher namens Florian Henckel von Donnersmarck. Einen, der sich 70 Minuten lang darüber echauffert, dass er, weil sich leider kein Mensch für das Leben des schlesischen Adels interessiert, wohl einen Film über das Leben der Anderen drehen müsse. Ähnlichkeiten mit lebenden Personen sind natürlich rein zufällig.

Der echte Florian Henckel von Donnersmarck glaubt durchaus daran, dass Kunst, dass Filme ein Leben ändern können. „Eine bourgeoise Kunsteinstellung“ hat ihm einmal ein Freund bescheinigt. Dass es ihm keine Mühe macht, die Autorität, die man als Regisseur hat, auszureizen, auch das weiß Henckel von Donnersmarck. Und nicht nur sein weiblicher Star – Martina Gedeck – wundert sich darüber, dass ihre Frauenfigur in „Das Leben der Anderen“ offenbar nur zur Heldin wird, indem sie in Erfüllung ihres Auftrags stirbt. Die Frau sei im Film nur eine „Funktionsträgerin“, hat Gedeck geklagt.

WAS VERBINDET FLORIAN HENCKEL VON DONNERSMARCK MIT DEM THEMA DES FILMS?

„Das Leben der Anderen“ erzählt vom Stasi-Offizier (Ulrich Mühe), der einen berühmten Dramatiker (Sebastian Koch) samt Ehefrau (Martina Gedeck) überwacht und an seinem Auftrag irre wird. Ein düsteres DDR-Drama als großer Publikumsfilm, das gab es bislang noch nicht, jenseits von Komödien wie „Sonnallee“ und „Good Bye, Lenin!“. Er sei ein Westler, der über den Osten schreibt und vom Osten keine Ahnung hat – diesen Vorwurf hört der Regisseur oft. Einen Stasi-Offizier, der zum guten Menschen mutiert und seine Befugnisse überschreitet, um die Observierten zu retten, habe es im DDR-System nicht gegeben.

Florian Henckel von Donnersmarck kontert: Er habe durchaus Ahnung von der DDR. Seine Mutter stammt aus Magdeburg, der Vater ist in Schlesien geboren. „Der Osten war in der Biografie unserer Familie ein Thema, das habe ich als Kind schon mitbekommen.“ Als er acht Jahre alt war, zog die Familie nach West-Berlin, von da an seien sie häufig in den

Ferien bei Verwandten in der DDR gewesen, erzählt er. Die Atmosphäre der Angst habe er schon mitbekommen: „Kinder spüren es intuitiv, wenn sich Angst breitmacht, das ging schon am Grenzübergang los, wenn meine Eltern besonders gründlich untersucht wurden“.

Der Rest ist sorgfältige Recherche. Als der Drehbuch-Plan zu „Das Leben der Anderen“ stand, zog Henckel von Donnersmarck von München nach Berlin, sprach mit Zeitzeugen und recherchierte in Archiven. Der ehemalige Stasi-Oberstleutnant Wolfgang Schmidt, heute Leiter der revisionistischen Vereinigung „Insiderkomitee des MfS“, berät ihn in Detailfragen. Als der Film fertig ist, erklärt der Stasi-Mann, er fände es seltsam, dass Henckel von Donnersmarck ausgerechnet einen Stasi-Offizier zum Helden gemacht habe, „der Verrat an seinem Auftrag begeht“. Sein Hauptdarsteller Ulrich Mühe, der im Zuge der Dreharbeiten von angeblichen Stasi-Verwicklungen seiner Ex-Frau Jenny Gröllmann erzählt hatte, wurde in lange Rechtsstreitigkeiten verwickelt, auch ein Audiokommentar auf der DVD musste gestrichen werden. Dennoch staunt nicht nur Wolf Biermann, „dass solch ein westlich gewachsener Regie-Neuling (...) ein dermaßen realistisches Sittenbild der DDR mit einer wahrscheinlich frei erfundenen Story abliefern konnte“.

WAS WILL ER NOCH ERREICHEN?

Den Oscar bekommen. Dafür hat er seit dem US-Filmstart am 9. Februar eine Ochsentour durch amerikanische Städte absolviert, dort bis zu 20 Interviews täglich gegeben, Fragen über den Stasi-Staat und die Einschränkung der Bürgerrechte beantwortet und unermüdlich für seinen Film geworben. Gerne würde er in Amerika drehen: Erste Angebote aus Hollywood liegen vor, aber noch war nichts Verlockendes dabei. Auch gibt es keinen jüngeren Hollywood-Film, den er gern selbst gedreht hätte. Lieber will er wieder sein eigenes Drehbuch schreiben. Pläne hat er genug, ein ganzes Hängeregister voll, aus den letzten acht Jahren. Von einem Erotikthriller war die Rede, der in der frühen psychoanalytischen Bewegung um Carl Gustav Jung spielt. Oder mal eine Komödie? Nur mit DDR, Stasi oder Kommunismus will er sich erst einmal nicht mehr befassen. Und nicht wieder auf Deutsch drehen: „Natürlich erreicht man auf dem englischsprachigen Markt einfach viel mehr Menschen, und darum geht es ja letztlich.“ Ein Oscar wäre hilfreich dabei.

<http://archiv.tagesspiegel.de/archiv/25.02.2007/3099559.asp>

24.02.2007 Der Tagesspiegel S. 32

Frank Noack

Oscar, wir sind schon da

Sebastian Koch wartet in Los Angeles gespannt darauf, ob „Das Leben der Anderen“ ausgezeichnet wird

Das ist bisher keinem deutschen Schauspieler gelungen: Sebastian Koch, einer der Hauptdarsteller des Oscar-Anwärters „Das Leben der Anderen“, hat im Anschluss einen Film gedreht, der von den Niederlanden ins Oscar-Rennen geschickt wurde. Paul Verhoevens „Black Book“, die Liebesgeschichte zwischen einer jüdischen Widerstandskämpferin und einem Gestapo-Offizier, war der teuerste und mit über einer Million Zuschauern auch erfolgreichste niederländische Film des Jahres. Wochenlang wurden Werbekampagnen geführt, bei denen im Kampf um die Oscar-Nominierungen Koch gegen Koch antrat. „Black Book“ schaffte es nicht in die Endrunde. Welcher Film lag ihm mehr am Herzen? Der 44-jährige Schauspieler muss nicht lange überlegen: „Das Leben der Anderen“. Der Film des Debütanten Florian Henckel von Donnersmarck sei „so sensibel, und ich mag die Atmosphäre. Aber Spaß gemacht hat der andere Film auch, bei dem habe ich auch meine Lebensgefährtin kennengelernt.“ Seine Lebensgefährtin, das ist seit anderthalb Jahren die 30-jährige Carice van Houten. Mit ihr erkundet Koch die Gegend um Los Angeles, wenn er nicht gerade Interviews gibt. Kontakt zu den in Hollywood lebenden Deutschen hat er kaum: „Ich bin kein Koloniemensch. Nur bei Ute Emmerich haben wir vorbeigeschaut.“

Koch ist in den letzten Monaten viel gereist, um „Das Leben der Anderen“ vorzustellen. Das deutsch-deutsche Thema wird überall verstanden. „Es ist ein universales Thema. Wie würde

ich mich verhalten? Wem kannst du trauen? Die Angst vor Überwachung gibt es auch unter Bush. Ein paar ausländische Journalisten wollen mehr über die Wiedervereinigung wissen, und sie fühlen sich bestätigt, dass der Kommunismus nicht funktioniert.“ Dass der Film in Deutschland erbitterte Gegner hat, war Koch nicht bekannt, wahrscheinlich weil sie nur hinter vorgehaltener Hand schimpfen.

Zu dem Streit um die Oscar-Eintrittskarten möchte er sich nicht äußern. Noch während der Berlinale hatte sich Martina Gedeck öffentlich darüber beklagt, dass sie nicht zur Oscar-Verleihung eingeladen wurde. Es gab nur vier Karten für das deutsche Team. Donnersmarck beschloss, seine Frau, Ulrich Mühe und Sebastian Koch mit ins Kodak Theatre zu nehmen. Selbst die Produzenten müssen draußen bleiben, sie verfolgen die Zeremonie im Hotelzimmer am Bildschirm und finden das in Ordnung. „So eine Einladung lehnt man nicht ab“, sagt Koch. Kein weiterer Kommentar.

Er ist sehr diskret, wenn es um Einblicke hinter die Kulissen geht. Nur wenn es um die unfähige Direktion des Schiller-Theaters geht, nimmt er kein Blatt vor den Mund. 1990 war er dort engagiert, mit anderen Nachwuchskräften wie Heino Ferch und Katja Riemann. Er spielte Klassiker wie „Die Räuber“ und „Iphigenie auf Tauris“, war voller Hoffnungen. Doch der Betrieb war nicht mehr zu retten. Erst danach wandte sich Koch dem Fernsehen zu.

Er ist ein Fernseh- und Filmstar wider Willen, denn zunächst gab es für ihn nur das Theater. Aufgewachsen in Obertürkheim, diente ihm das Theater als Zuflucht. Er lebte in einfachen Verhältnissen, seine Mutter zog ihn allein auf. Er spielte an Bühnen in Ulm, Darmstadt und schließlich Berlin. Nach zwölfjähriger Abstinenz feierte er im vergangenen Jahr sein Bühnencomeback in Bochum, wo er an der Seite von Jeannette Hain und Imogen Kogge den amüsant-versnobten Lord Goring in Oscar Wildes „Ein idealer Gatte“ verkörperte.

Rund 70 Titel umfasst seine Filmografie. Das Ernste überwiegt. Koch hat keine Krimiserie ausgelassen und wurde dann zum Protagonisten des „Geschichtsfernsehens“. Wen hat er nicht alles gespielt? Stauffenberg, Albert Speer, den KZ-Kommandanten Höss, Andreas Baader, Richard Oetker, den Bertelsmann-Vorstandschef Reinhard Mohn. Er hat am „Tunnel“ mitgebaut und unter Napoleon gedient. Man glaubt ihm Idealisten, Opportunisten und Sadisten. Er verleiht seinen Figuren eine moralische Ambivalenz, die auch dem „Leben der Anderen“ zugute kommt. Der von ihm verkörperte Dramatiker Georg Dreyman ist eher gutgläubig, kaum informiert über die Intrigen um ihn herum. Aber so wie Koch ihn spielt, könnte er auch nur gutgläubig tun. Er ist ein Kopf-Spieler. Dumm oder prollig mag man sich ihn nicht vorstellen.

Auch Feminines liegt ihm nicht: In Heinrich Breloers „Die Manns – ein Jahrhundertroman“ war sein Klaus Mann viel zu maskulin. Etwas Lustiges zur Abwechslung? „Es gibt sehr wenige gute Komödien“, beklagt er sich. Aber er ist prinzipiell nicht abgeneigt und empfand den „Schuh des Manitu“ als „sehr gelungen, feinfühlig, liebevoll“. Er gehört zur Besetzung von „Rennschwein Rudi Rüssel 2“, der am 8. März in die Kinos kommt, da gibt es viel zu lachen. Doch jetzt ist erst einmal Hochspannung angesagt. Montag früh wissen wir mehr. Die Oscar-Verleihung wird in der Nacht zum Montag ab 2 Uhr 30 von Pro 7 im Fernsehen übertragen.

<http://archiv.tagesspiegel.de/archiv/24.02.2007/3104458.asp>

22.02.07 Welt online

Hanns-Georg Rodek

"Du musst größenwahnsinnig sein"

An diesem Sonntag hoffen die Macher von "Das Leben der Anderen" auf den Oscar als bester fremdsprachiger Film. Regisseur Florian Henckel von Donnersmarck spricht mit WELT ONLINE über Perfektionismus, die Katastrophen beim Drehen und danach.

WELT ONLINE: Sie haben für Ihren ersten Film fünf Jahre gebraucht und sind jetzt 33. Geben wir Ihrem Regieleben noch 40 Jahre, jeder Film braucht vier Jahre Ihres Lebens. Das macht – noch zehn Filme.

Florian Henckel von Donnersmarck: Ja, das könnte hinkommen. Sehen Sie in mein Buchregal, hier ist eine Erstaussgabe der gesammelten Werke von Rainer Maria Rilke, sechs schmale Bände. Er hat sich um alles gekümmert, das richtige Leinen dafür gesucht, mit dem Typografen den richtigen Schriftzug bestimmt. Mir leuchtet ein Stanley Kubrick sehr viel mehr ein als ein Michael Winterbottom. Das sind für mich die beiden Extreme des Spektrums.

WELT ONLINE: Das klingt nach Perfektionismus.

Henckel von Donnersmarck: Ich bin ein Perfektionist. Im Film, aber leider auch im Leben. Ich erinnere mich zum Beispiel an jede Situation, in der ich mich je falsch verhalten habe. Das kriegt man nicht raus aus mir.

WELT ONLINE: An jede?

Henckel von Donnersmarck: Jede. Das heißt nicht, dass ich mich darauf konzentriere. Aber dies reizt mich gerade so am Kino: die Chance, an die Perfektion heranzukommen.

WELT ONLINE: Dann muss Ihre Aufnahmeprüfung zur Münchner Filmhochschule ein gelinder Alptraum gewesen sein.

Henckel von Donnersmarck: Sie haben davon gehört? Die Prüfung bestand darin, mit einer Videokamera in zwei Stunden einen Film zum Thema „Dümmer kann man sich nicht anstellen“ zu drehen. Ich hatte mir eine lustige Geschichte über einen neuen Krankenpfleger ausgedacht, der alles falsch macht. Bei den Proben mit meiner Familie fand ich das ziemlich witzig, aber beim tatsächlichen Dreh mit Schauspielern ist einiges schief gegangen. Als ich das Werk dann zusammen mit der Auswahlkommission anschaute, hat keiner gelacht, nicht einmal kurz aus Höflichkeit. Es war auch nicht komisch. Es war überhaupt nicht komisch! Zwischendurch hatte ich zudem einmal vergessen, auf den Aus-Knopf zu drücken, und man sah mich aufgeregt im Bild herumlaufen. Es war ein totales Debakel. Nach zehn Minuten stellte der Professor das Band wortlos aus und fragte mich: „Na, was sagen Sie jetzt zu ihrem Werk?“

WELT ONLINE: Das war die ultimative Fangfrage.

Henckel von Donnersmarck: Ich konnte mich weder distanzieren, noch das Gezeigte gut finden. Also habe ich gesagt: „Wenn Filmemachen nur so wäre, würde ich nicht in diesem Bereich arbeiten wollen. Mir geht es beim Film eben gerade darum, dass man annähernd Perfektion erreichen kann.“

WELT ONLINE: Wenn man das überall anstrebt, stößt man aber schnell an Grenzen.

Henckel von Donnersmarck: Nicht, wenn man mit den richtigen Leuten zusammenarbeitet. Ich habe von vornherein gesagt, dass Patricia Rommel meinen Film schneiden muss und Gabriel Yared die Musik schreiben. Beide waren nicht „ganz gute“ Lösungen, sondern die perfekten. „Ganz gut“ ist für mich uninteressant. Natürlich ist eine Begrenzung vorhanden, weil man nicht alles mit nur 1,7 Millionen Euro erreichen kann. Aber diese Summe wollte ich bis zum absoluten Anschlag ausreizen.

WELT ONLINE: Gibt es für Sie einen engen Zusammenhang zwischen Kontrolle und Perfektion?

Henckel von Donnersmarck: Perfektion ist erst einigermaßen objektivierbar, wenn etwas fertig ist. In der Entstehung ist Perfektion völlig subjektiv, weil der Regisseur bestimmen muss, was perfekt ist und was nicht.

WELT ONLINE: Und nicht jeder beim Dreh versteht, warum der Regisseur immer noch nicht zufrieden ist.

Henckel von Donnersmarck: Beim „Anderen“-Dreh herrschte sogar oft eine Art Meutereistimmung. Natürlich nicht bei den Department Heads, sondern beim Team. Das hatte nicht nur damit zu tun, dass wir unglaublich armselige Gagen gezahlt und unglaublich lange Stunden abverlangt haben. Viele hatten auch den Eindruck, ich könne „keine Prioritäten setzen“. Es wurde mir häufig von loyalen Mitarbeitern hintertragen, dass es viel Gemurre unter den Mitarbeitern gab: „Warum wiederholt er dieses unwichtige Detail x-mal und drückt dann bei einer wichtigen Schauspielerszene auf die Tube?“ Ich wusste aber: Für meine Art der Perfektion ist dieses Detail unglaublich wichtig.

WELT ONLINE: Details welcher Art?

Henckel von Donnersmarck: Zum Beispiel die Art, wie Ulrich Tukur aus dem Auto steigt. Objektiv mag es wahnsinnig gewirkt haben, darauf drei Stunden zu verwenden und das bei einem sehr knappen Zeitfenster. Aber nehmen Sie den neuen Bond. Erinnern Sie sich, wie James Bond zwecks Folter auf diesen Stuhl geschnallt wird? Vorher schneidet der Bösewicht das Sitzgeflecht heraus – und diese eine Einstellung, wie das Messer das herausschneidet, ist holprig, ungeschickt. Darauf hätte der Regisseur eine halbe Stunde mehr verwenden sollen, denn hier ist der lustvolle Fluss dieses sonst sehr schönen Films kurz unterbrochen.

WELT ONLINE: Das klingt, als würden Sie nicht einmal anfangen, über die Frage des Final Cut zu diskutieren.

Henckel von Donnersmarck: Ich wäre nicht in „Das Leben der Anderen“ gegangen ohne einen Vertrag, der mir komplettes künstlerisches Letztentscheidungsrecht in allen Fragen zusichert. Denn ich weiß, dass ich der einzige Maßstab für die Perfektion sein kann, die wir anstreben.

WELT ONLINE: Akzeptieren Sie den Vergleich mit den deutschen Filmemachern der Siebziger, die ebenfalls in Personalunion Regisseur, Drehbuchautor, Produzent, Cutter und manchmal auch Kameramann waren?

Henckel von Donnersmarck: Ich glaube, Professionalität ist mir wichtiger als diesen Kollegen. Aber was stimmt, ist, dass ein Film dann interessant wird, wenn sein Schöpfer ihn durchwirkt wie ein Schriftsteller seinen Roman. Das heißt aber nicht, dass ich nicht offen wäre für die Kreativität meiner Mitarbeiter. Im Gegenteil. Ich glaube, alle die großen Künstler, mit denen ich auf diesem Film gearbeitet habe, konnten sich frei entfalten und fühlten sich in ihrer Arbeit sehr respektiert. Aber der Regisseur bleibt der Maßstab: Ich habe eine harte Vision von dem Gesamtkunstwerk, und deren weiche Kunst besteht darin, wie sie ihre Ideen dort einpassen können.

WELT ONLINE: Harte Visionen werden aber zum Problem, wenn sie an finanzielle Grenzen stoßen, wie bei Ihnen geschehen.

Henckel von Donnersmarck: Ich hatte dieses Projekt mit dem Berliner Produzenten Peter Rommel entwickelt, drei Jahre lang bis zehn Monate vor Drehbeginn, dann ist er abgesprungen. Er hat sich geweigert, einen Cent über eine Million Euro zu gehen. „Diese Grenze kann ich nicht halten“, habe ich ihm gesagt, „ich habe doch eine Vision im Kopf.“ Wir hatten endlich ein Buch, mit dem wir zufrieden waren, und die Kalkulation dafür belief sich auf 1,37 Millionen. Nun verlangte er, ich müsse das unterschreiben auf eine Million. „Runterschreiben“, wollte ich wissen, „wie soll das funktionieren? Ich habe drei Jahre daran getüftelt, das so hinzubekommen!“ Aber er wollte keinen Debütfilm für über eine Million machen.

WELT ONLINE: Das ist auch ziemlich kühn für den Abschlussfilm eines Filmhochschülers.

Henckel von Donnersmarck: Nach seiner Kalkulation sollte ich sogar auf Super-16 drehen. „Ich kann diesen Film nicht auf Super-16 machen“, habe ich entgegnet. „Das ist ein furchtbares Format. Man betreibt vor der Kamera einen unglaublichen Aufwand und belichtet dann auf ein kleinfingernagelkleines Bild! Ich habe meine Vision im Kopf, und in der bin ich nicht flexibel. Ich will nicht improvisieren. Ich bin nicht Andreas Dresen. Wenn ich versuche, in seiner Ästhetik zu arbeiten, wird mein Film schlecht. Er kann das, aber ich kann das nicht! Meine Vision geht hin bis zu den kleinsten Intonierungen von Sätzen. Deshalb muss ich auch mal 14 Takes machen, bis es klappt.“ Da hat er noch mehr Angst bekommen und mir angeboten, einen anderen Produzenten zu suchen.

WELT ONLINE: Sie haben dann quasi über Nacht zwei mutigere Produzenten aufgetrieben und gedreht. Aber die größte Krise kam erst noch, glaube ich...

Henckel von Donnersmarck: Ich hatte das Budget etwas überschritten, und es eröffneten mir meine Produzenten, wir hätten nur noch das Geld, um „Das Leben der Anderen“ in einer Länge von rund 85 Minuten fertigzustellen, 50 Minuten gekürzt, wenn sich auch nach Schnittende kein Verleiher fände, der bereit sein würde, die fehlenden 170000 Euro zu zahlen. Das war die furchtbarste Phase meines Lebens. Wir hatten den Film Verleihern wie Sauerbier angeboten. Für eine Minimumgarantie von nur 25000 Euro hätte vor dem Dreh jeder Verleih in Deutschland diesen Film haben können. Aber keiner wollte ihn. Und jetzt

ging es nach Schnittende genau so weiter. Wir stellten den Film überall vor. Überall Absagen. Mein Film war aus der Sicht der Filmwirtschaft ein totaler Rohrkrepierer. Ich habe schon überlegt, welche Verwandten ich anpumpen könnte, um die zur Fertigstellung fehlenden 170.000 Euro aufzutreiben. Dann kam, wie ein Ritter auf einem weißen Hengst, Buena Vista daher. Dieser Verleih hat nicht nur die Geldlücken gestopft, sondern sogar noch etwas draufgelegt; seine Chefs Wolfgang Braun, Thomas Menne und Maïke Haas waren sicher, dass sie das Geld wieder hereinbekommen würden. Das hat mich sehr beeindruckt, vor allem, weil sie wussten, dass alle anderen Verleiher das Projekt abgelehnt hatten, was ihnen aber egal war. Das hat mir erneut gezeigt, wie man sich nie von der Meinung Anderer beeinflussen lassen darf, wenn man von etwas überzeugt ist.

WELT ONLINE: Das klingt wie fünf Jahre Kampf, in jeder Phase.

Henckel von Donnersmarck: Ich bin immer noch im Kampf-Modus. Das kann ich schwer ablegen. Ich musste so lange kämpfen. Irgendwann muss ich da wahrscheinlich herunter kommen.

WELT ONLINE: Künstler und Kämpfer – bei einem Regisseur muss also einiges zusammenkommen?

Henckel von Donnersmarck: Um einen Film zu drehen, musst du einerseits ein stolzer, großwahnsinniger Mensch sein. Andererseits musst du Erniedrigungen auf dich nehmen, dich verschulden bei Freunden und Verwandten. Du lebst de facto von der Arbeit der Leute um dich herum. Die lassen dem armen Künstler eine Weile seinen Traum, machen ihm aber irgendwann klar, dass er Hirngespinnste verfolgt: „Werd' erwachsen! Du bist seit zehn Jahren im Filmgeschäft, und was ist dabei herausgekommen? Ein netter Kurzfilm über einen bissigen Hund! Echt toll!“

WELT ONLINE: Für viele Regisseure ist ein Film fertig, wenn er fertig ist. Sie aber sind mit dem Film gereist, haben die Untertitel durchgearbeitet, und sich danach noch um alles Mögliche gekümmert. Wie weit geht das bei Ihnen? Sogar bis zur Auswahl der Filmfotos?

Henckel von Donnersmarck: Nein, leider hatte ich mir nicht in meinen Vertrag schreiben lassen, dass sie mir zur Abnahme vorgelegt werden müssen. Das werde ich nächstes Mal machen. Ich war so auf den Film konzentriert, dass ich nicht an die Vermarktung gedacht habe. Ich bin mit der Auswahl der Fotos nicht zufrieden.

WELT ONLINE: Wie entstehen gute Set-Fotos?

Henckel von Donnersmarck: Ich muss nur in das Gesicht eines Set-Fotografen sehen, dann weiß ich schon, wie die Fotos werden. Ein Fotograf muss den Zauber, der in den Schauspielern liegt, für seinen Fotomoment heraufbeschwören. Es reicht nicht zu sagen „Können Sie sich noch einmal so hinstellen wie gerade? Und nun ein bisschen traurig? Danke.“ Dann ist das Übernatürliche, das im Film spürbar wird, im Foto nicht zu sehen.

WELT ONLINE: Ein Setfotograf muss natürlich die notwendige Zeit haben.

Henckel von Donnersmarck: Zugegebenerweise habe ich meinem Fotografen diese Zeit nicht eingeräumt. Die Zeit würde ich ihm aber auch ein zweites Mal nicht geben. Diese Zeit verwende ich, um die Magie in meinen Film hineinzubekommen. Da will ich jede Sekunde mehr für die Arbeit mit den Schauspielern.

WELT ONLINE: So bekommen Sie nie perfekte Filmfotos.

Henckel von Donnersmarck: Doch, indem ich die Filmbilder vergrößere. Und wenn die Auflösung etwas schlechter ist – wen kümmert's. Letztlich versteht nur der Regisseur, was die Magie seines Films ausmacht. Da kann er sich nicht aus der Vermarktung seines Films zurückziehen. Ich werde für meinen nächsten Film keinen Setfotografen engagieren. Allenfalls einen, der das Geschehen am Set dokumentiert, wie z.B. Katharina John, die Frau von Ulrich Tukur. Der hat mir den Katalog von ihren Aufnahmen bei der „Dreigroschenoper“ gezeigt – wunderbar.

WELT ONLINE: Viele der Bilder, die Sie bevorzugen, sind in Breitleinwand Cinemascope. Was mögen Sie an dem Format?

Henckel von Donnersmarck: Ich habe an der Filmhochschule meine Technikabschlussarbeit über den Unterschied zwischen Cinemascope und Super-35 geschrieben. Es hat mir keine Ruhe gelassen, dass James Cameron immer auf Super-35

dreht und so – im Vergleich zu Cinemascope – einen beträchtlichen Prozentsatz des Bildes schlicht wegwirft. Ich habe Tests angestellt, und tatsächlich liefert Super-35 die bessere Bildqualität. Aber: Die Verfremdung des Bildes durch Cinemascope macht gerade die Künstlichkeit des Kinos aus, seine Magie. Der Unterschied zwischen Cinemascope und Super-35 ist fast so stark wie der zwischen Video und Film.

WELT ONLINE: Sie meinen, dass es auf Video diese leichte Verschiebung nicht gibt, weil es sich um eine rein rechnerische Übertragung des Vorgefundenen handelt.

Henckel von Donnersmarck: Super-35 arbeitet mit normalen sphärischen Optiken und liefert eine genaue Rekonstruktion des Bildes; zylindrische Optiken wie bei Cinemascope liefern hingegen etwas leicht Schräges, kaum merklich, einen kleinen Picasso-Effekt. Genauso beim Filmmaterial: Wenn man die Farbe Rot im Kino sieht, sieht man nicht das Rot aus der Realität, sondern die Vorstellung von Rot, die ein Farbchemiker der Firma Kodak gehabt hat. Da ist ein menschlich-kreativer Zwischenschritt, wie bei einem Maler.

WELT ONLINE: Diese leichte Verfremdung der Wirklichkeit, das ist es doch letztlich, was man vom Kino will.

Henckel von Donnersmarck: Mein Professor an der Filmhochschule hat versucht, uns das Dialogschreiben beizubringen: „Beschafft einen Kassettenrecorder, versteckt das Mikrofon und nimmt eine Woche lang alle Gespräche auf, die ihr führt. Die schreibt in einen Computer – dann bekommt ihr ein Gespür für Dialoge.“ Für mich vollkommen sinnlos! Ein guter Filmdialog ist so, wie er im wirklichen Leben niemals gesprochen würde! Auch hier kommt diese leichte Verschiebung zur Realität zum Tragen.

WELT ONLINE: Haben Sie „Volver“ gesehen, den neusten Almodóvar?

Henckel von Donnersmarck: Pedro Almodóvar versteht diese Verschiebung wahrscheinlich besser als jeder andere Regisseur. Er sucht in einer sehr frühen Phase Schlüsselbilder. Bei „Volver“ ist es das Plakat, dieses unglaubliche Bild von Penélope Cruz mit den lieblichen Blumen um sie herum und ihrem leicht verletzten, doch stolzen Gesichtsausdruck. Ich habe schon öfters Almodóvar-Filme sausen lassen, aber dieses Plakat besaß für mich einen hypnotischen Charakter. Das ist kein Zufall. Das funktioniert, weil Almodóvar sich persönlich um diese Sachen kümmert. Nichts anderes tue ich auch.

http://www.welt.de/kultur/article730759/Du_musst_groessenwahnsinnig_sein.html

22.02.07 Die Zeit S. 47

Georg Seeslen

So gewinnt man einen Auslands-Oscar

Warum es Florian Henckel von Donnersmarck gelingen könnte, mit seinem Film „Das Leben der Anderen“ am kommenden Wochenende den wichtigsten Filmpreis der Welt zu ergattern

Beachten Sie bitte auch die [Pressestimmen zum Film](#)
auf Zeitgeschichte-online!